

Aus der Reihe Transformationserfahrungen

Auszug aus dem noch unveröffentl. Buchscript „Anleitung zur Befreiung – Geistesschulung in der Kindheit“, © Christine Schüren



Wie viele Teile hat mein Ich? - Vision ein ungerührter Wanderer zu sein auf dem Weg zum Berg, eine Saat zum Vereinigen mit dem Hohen Selbst

Als ich nach Hause kam, ich war etwa sechs Jahre, war die Wohnung leer.

Meine Mutter und mein Bruder schienen spazieren zu sein. Ein Zettel lag auf dem Küchentisch, der es bestätigte.

Ich war froh, noch ein wenig allein zu sein und lief durch die Räume, um zu erfühlen, wie sie jetzt, nach diesem Erleben auf mich wirkten. Ich hatte ein Erlebnis gehabt, in Licht aufzugehen, hatte dableiben wollen. Es war jetzt ein anderes Gefühl als zuvor. Sie wirkten distanzierter, prasselten nicht mehr mit den Energien, die sie füllten, auf mich ein. Ein angenehmes Neutralitätsempfinden durchströmte den Körper, der nun leicht und wie befreit schien.

Mir war, als erlebe ich die Wohnung zum erstenmal auf diese Weise. Kein Panzer legte sich automatisch um die Brust, das Atmen ging leicht und unbeschwert. Die Erlebnisse des Tages hatten eine Änderung bewirkt.

Ob sie von Dauer sein würden?

Nachdenklich setzte ich mich an den Küchentisch. Der Blick blieb am Wandkalender hängen. Niemand hatte daran gedacht, die Blätter der letzten Tage abzureissen. Ich holte es nach und betrachtete die Zettel mit den dicken schwarzen Datumzahlen. Die ersten beiden hatten auf der Rückseite Kochrezepte. Gelangweilt wollte ich sie in den Papierkorb werfen, als mein Blick auf den dritten fiel.

Wer den Berg besteigen will, muss zuerst das Tal durchschreiten, stand da.

Die Worte erschütterten und erregten gleichermassen.

Solange ich lesen konnte, hatte ich gelesen, was ich in die Hände bekam. Zuerst Pferde- und Abenteuerbücher, dann schaute ich bei der Sammlung meiner Eltern. Da waren viele Krimis, Liebesromane und viel von Johannes Mario Simmel. Doch was ich auch anfasste, es schien alles nicht zu sein, was ich suchte. Was das genau war, konnte ich nicht in Worte kleiden, deshalb war es auch mit dem Fragen schwer. Ich wusste nur, dass ich *richtige Bücher* suchte und noch keines gefunden hatte. Diese Worte hier näherten sich dem an, was in einem *richtigen Buch* stehen müsste. Es zog mich in die Abgeschlossenheit meines Zimmers.

Klopfenden Herzens zog ich die Bettdecke über die Knie und ging in mich. Da war etwas einganggesetzt. Die wenigen Worte weiteten mein Inneres, brachte die Zellen zum Vibrieren. Das

war meine Welt!

Die verheissungsvollen Tiefgründigkeiten, die geballt in den wenigen Worten lagen, versprachen Aufschlüsse - wirkliche Nahrung, wie ich sie ersehnte. Ich machte mich darüber her wie ein ausgehungertes Löwe über Nahrung.

Wo finde ich den Satz in mir selbst wieder?

Das war immer zuerst die Schlüsselfrage, die ich nun automatisch stellte, mein Begleiter hatte mich sensibel dafür gemacht. Kaum sah ich etwas, das mir interessant schien, fremd abstossend, ausserhalb von mir oder auch völlig belanglos für mich, hiess es: *Wo findest du es in dir selbst wieder?*

Er hatte mir klargemacht, dass man ausnahmslos alles Äussere in sich selbst fand, wirklich alles. *Alles, was aussen ist, ist auch innen*, sagte er. Also gehörte auch dieser Satz dazu.

Das Bild des Baumes, wie ihn mein Begleiter gezeigt hatte, tauchte vor meinem inneren Auge auf. Ich fragte mich, was ich jetzt damit sollte. Was hatte der Baum mit diesem Satz zu tun *Wer den Berg besteigen will, muss zuvor das Tal durchschreiten?*

Das schien mir ja irgendwie gar nicht zusammenzupassen.

Hm. Ich schob das Bild beiseite, schloss die Augen und glitt in die innere Ruhe.

Wer den Berg besteigen will, muss zuvor das Tal durchschreiten.

Der Satz formte sich bildlich heran, und ich war mitten darin.

Ein dunkles, karges Tal mit Geröll und Felsen zeigte sich. Kein Leben war ersichtlich, nur einige verstreut umherliegende, fahle Knochen wiesen auf ehemalige Anwesenheit von Lebewesen. Ich selbst stand nun in diesem Tal und sah mich um. Es war so dunkel, dass die kleinen Knochen nur matt durch die Finsternis schimmerten. Die Felsen waren gewaltig und ragten in dunklen Silhouetten aus dem Boden. Das Geröll beschwerte das Laufen, besonders, da kein Weg zu erkennen war.

Ganz in der Ferne, dort hinten, kündigte sich der Schatten eines Berges an, welcher von meinem Standpunkt aus lediglich zu erahnen war. Ich lief über das Geröll, stolperte öfter und rasselte mich an den Felsen wieder hoch. Es war so still hier, nicht einmal ein Vogel sang. Gab es hier Vögel? Oder war alles Leben ausgestorben, geflohen vor diesem Ort?

Mein Inneres schwankte zwischen Beklemmung und Anflügen von Angst, da die Stille der Einsamkeit eine eindringliche Sprache sprach, und einem seltsamen Gleichmut, der die Umstände nahm, wie sie waren. Der Gleichmut gab mir Kraft und Sicherheit, die ich wanderte und mich zugleich von aussen im Bild betrachtete.

In diesem Zustand, wenn die Angst mich nicht erreichte und aufzufressen schien, wusste ich genau, dass ich auf dem Weg zum Berg war. Stumme Sicherheit kündete den Erfolg bereits voraus, und Geröll, finstere Schatten, die manchmal verzerrten, und schimmernde Knochen rührten mich nicht an.

Das Empfinden stärkte sich.

Ich wunderte mich ein wenig, dass ich keine Angst hatte, vielleicht selbst in diesem Tal zu sterben, wie die Besitzer der verblichenen Knochen, ja, selbst zu einem leblosen Häufchen zu werden. Mein Inneres fand es ganz natürlich zu wandern, und, was mich ebenso erstaunte: Es hatte keine Eile, zum Berg zu gelangen, obgleich es wusste, dass es dort hell und freundlich wäre. Es fragte nicht nach der Zeit, nicht nach dem Weg, nicht nach Bequemlichkeit, es lief einfach und bugsierte den Körper, welches es wie ein Kleid trug, weiter und weiter.

Dieser Teil meiner selbst, der da gleichmütig durch die unwegsame Finsternis lief, ohne jede wogende Regung, war jener, der meinen Begleiter verstand und mit ihm kommunizierte, wie ich ausmachte. Ich betrachtete ihn von innen und von aussen, betrachtete *mich* und fand mich ausserordentlich erstaunlich: War es möglich, dass etwas derartig Mutiges in mir sein könnte? Ein Mut, den selbstverständlich einfach da war in diesem Teil, als sei er der Mut selbst, ganz ohne

Verlangen, sich vor sich selbst damit zu brüsten oder sich dessen überhaupt wahrlich bewusst zu sein? Denn genauso fühlte es sich an.

Diese Gleichmütigkeit überstrahlte alles andere, überstrahlte und durchdrang auch mich, meine Person und *Normal-Ich*, wie ich es nun nannte, dessen Verstand nun schwieg und mit jenem Teil in mir, der sonst Angst oder Trotz produzierte, ich nannte es *das Kind in mir*, gleichsam eine einträchtige Einheit bildete.

Ich begann allmählich, mich mit dem gleichmütigen Teil zu identifizieren und gab ihm den Namen *Ungerührter Wanderer*, später *Gleichmütiger Wanderer*. Wir wanderten gewissermassen zu dritt. Nun war es, als führe ich die anderen beiden Teile meiner selbst souverän und sicher durch die Nacht, ja, als schwiegen die zwei ob meiner weltnatürlichsten Ruhe. Ich wanderte mit den beiden, die nun stumm staunten und sich, wie Kinder vom Grossvater, vertrauensvoll lenken liessen.

Dann plötzlich sackte die Identifikation wieder ins *Normal-Ich*.

Ich wurde mir schlagartig bewusst, allein im dunklen Tal zu sein und erschrak. Wo war der ungerührte Wanderer? Ich wurde zu einem zähen Gemisch zwischen mir und dem *Kind in mir*, zwischen denen ich nur keinen Unterschied mehr feststellte. Die Angst umkrallte mich, es war finster. Der Mond war nicht zu sehen, keine hellen Strahlen erleichterten es, einen Fuss vor den anderen zu setzen. Als sei jede Helligkeit im Innern von mir genommen, wusste ich plötzlich auch nicht mehr, warum ich überhaupt hier war.

Verzweiflung überkam mich.

Wer oder was hatte mich so gnadenlos allein hier ausgesetzt?

Ich spürte die Versuchung, mich einfach fallenzulassen, zu resignieren und aufzugeben. Quälend schien es, den nächsten Schritt zu tun, und noch einen, wo ich nicht einmal wusste, wohin ich überhaupt wollte. Gab es hier überhaupt einen Ausgang? Gab es ein Ziel?

Ach nein, alles war finster.

Das Geröll liess mich umknicken und hinfallen. Ich stiess mich blutig an einen spitzen Felsen und zog mich mühsam wieder an ihm hoch. Alles tat weh, und müde war ich. Ach, wie müde.

Wie sinnlos war alles! Nur Finsternis ohne Ende, wie die Ewigkeit, und ich war mit einemmal sicher, dass es nichts anderes gab ausser diesem schrecklichen Dunkel.

Lange tastete ich mich blind vorwärts, blieb auf dem Boden sitzen, bis auch das elend wurde und eine unbarmherzige innere Kraft mich weitertrieb. Wie furchtbar war diese Kraft! Was wollte sie nur? Durch alles zog sie sich, warum konnte sie mich nicht einfach in Ruhe lassen, damit endlich alles ein Ende fände? Ich wollte doch nichts, als mich vergessen. Aus, aus, und kein Leben sollte mehr pulsen.

Ein dickes Geröllstück fuhr mir in den Knöchel. Ich stürzte und blieb liegen. Wie lange, weiss ich nicht, jedes Zeitgefühl ging hier verloren. Selbst im Liegen spürte ich die widerliche Kraft, die mich voranzutreiben trachtete. Warum, warum konnte sie nicht *endlich* schweigen? Sie war so sinnlos wie alles hier.

Ich raffte mich mühselig auf und lief weiter. Es störte mich nicht einmal mehr, es war gleichgültig, wie alles. Eigentlich kroch ich mehr, als dass ich lief. Meine Hand war blutig, wie ich nur erföhlen konnte. Schon seit geraumer Zeit hatte ich ein Geröllstück darin, hielt es fest, ohne zu wissen warum. Es schien mir der einzige Halt in dieser Finsternis, ein seltsamer Trost. Auch jetzt liess ich es nicht fallen.

Plötzlich, vollkommen unvermutet, lichtete sich die undurchdringbare Finsternis. Es wurde heller und heller, und plötzlich trat ich nicht mehr auf unwegsames Geröll, sondern auf weichen, grünen Untergrund - eine Wiese mit grossen Gewächsen und fremdartigen Wucherungen. Es war hier dunkel und doch hell - hell und doch dunkel, was für ein Widerspruch, wie konnte das nur sein?

Mein totgeglaubtes Herz regte sich mit einemmal, ja, ich spürte plötzlich etwas ungeheuer Starkes in mir. Das war völlig neu, aber so gut! Halt, nein, ich kannte es doch, *woher nur?*

Ein gleichmütiges, wie ungerührt wirkendes Wesen machte sich in mir breit, das nun kräftig ausschnitt, nicht fragte und nicht einmal meine Freude zu teilen schien. Es war so ...aussöhnend,

so... ewig, so sicher.

Als diese Gleichmütigkeit *zu mir selbst* zu werden schien, lichtete sich das grüne Tal plötzlich. Wieder staunte ich: Nicht, weil es heller wurde, sondern da ich mich weder über diesen Umstand wunderte noch freute oder überrascht war.

Was für ein seltsames Wesen war ich nur! Konnte ich denn gar keine Angst haben und einfach in dieser vollkommenen inneren Stille sein, fragte ich mich, als ich mich beim Wandern von aussen betrachtete. Ganz so, wie ich manchmal war, wenn ich *nach innen* ging, zu meinem Begleiter?

Mein Begleiter, leicht erschrocken wurde mir bewusst: Er war nicht da. Wo war er nur?

Ich spürte ihn nicht, und seltsamerweise fehlte er mir auch nicht wirklich.

Der *gleichmütige Wanderer*, das Ich, mit dem ich mich jetzt identifizierte, wunderte sich nicht einmal darüber. Es musste mein *Normal-Ich* sein oder das *Kind in mir*, das nach *ihm* fragte und dem sein Fehlen auffiel, und als es mir klar wurde, verstummte das Wundern schon wieder.

Ich lief weiter, nun über eine grüne, helle Wiese, und auch dies freute mich weder noch lockte es sonst eine Regung hervor. Es war, wie es war, einfach so, als sei es das Selbstverständlichste der Welt. So etwas.

Die Wiese begann anzusteigen, und nun konnte ich den Berg sehen.

Das war es, *dahin* war ich unterwegs, und der Einfall verstummte sofort wieder unter dem Einfluss des *Gleichmütigen Wanderers*. Der Gipfel lag noch weit entfernt, doch ich wanderte besonnen weiter, Schritt für Schritt, mit dieser unendlichen Zielsicherheit im Herzen. Der Kopf war ganz frei, ohne schwirrende Gedanken. Ich fühlte nur mein Herz und ein weites, weites Bewusstsein.

Kein Verlangen regte sich, zurück aufs Tal zu blicken. Es schien schlicht überflüssig. Weder Abneigung noch Freude, die hinter mir liegende Dunkelheit, die mein *Normal-Ich* und das *Kind in mir* abgestossen hatte, regten sich nachträglich. Schritt für Schritt stieg ich, ohne Ermüdung, ohne störende Gefühle wie Ungehaltenheit, Eifer oder Eile.

Ich würde irgendwann ankommen, und wann es wäre, war gleich-gültig.

Liebe Zeit, konnte ich so einen Gedanken wirklich haben? Ich konnte sonst oft ungeduldig werden, trotzig, wütend, resignierend, wenn etwas lang dauerte. Wie wunderbar.

Es ging weiter, *ich* ging weiter, setzte Fuss vor Fuss, über Steine und fruchtbare Landschaften, durch Wind und Sonne, Regen und Schnee. Alle Jahreszeiten schienen hier beinhaltet, und weder Kälte noch Wärme liessen eine Regung entstehen. Ich hatte den Eindruck, mit dieser Gleichmütigkeit selbst eine steile Bergwand in die Knie zwingen zu können - ohne mich zu freuen, wenn ich es geschafft hätte.

Selbst das *wäre einfach, wie es wäre*.

Einige Tiere tauchten dann und wann auf, um alsbald wieder zu verschwinden. Es störte nicht, allein zu wandern. Ich war *all-eins*.

Irgendwann erblickte ich den Gipfelpunkt und stieg ihm, ebenso gleichmütig über die Entdeckung, entgegen. Kein Tier liess sich mehr blicken, nur der Wind wehte stärker. Oben angekommen, stand ich still auf dem Gipfel, und wieder schien es das Natürlichste der Welt. Nun blickte ich von oben auf das Tal zurück und wusste, dass ich einen weiten Weg zurückgelegt hatte.

Jetzt erst sah ich, wie viele Felsbrocken, Geröll und Knochen dort unten aus der Finsternis schimmerten, ohne dass man einen Weg entdecken konnte, der hierhergeführt hatte. Wieder staunte ich: Kein Stolz, dass ich so viel bewältigt hatte, war in mir. Kein Wundern, dass ich durch dieses unwegsame Gelände sicher den Weg gefunden hatte.

Es war einfach, wie es war, und das war auch schon alles.

Ich öffnete die Augen und sass verwundert da und versenkte mich für eine Weile in die Stille.

War das blosses Phantasie gewesen?

Ich fühlte mich auch oft wie im Tal stehend, in der Finsternis, auf Geröll laufend. Allerdings war ich selten mit dieser Gleichmütigkeit erfüllt, so dauerhaft und sicher wie in den Bildern. Meist überwog das *Normal-Ich* mit dem Verstand, welches oft von *dem Kind in mir* mit seiner Angst, dem Trotz, der Blindheit gelenkt wurde. Beide erwiesen sich dann als einziges Chaos. Bestimmt konnte ich

nicht behaupten, dass die beiden, wenn sie aufgebracht und verwirrt waren, sicher einen Weg fänden.

Der gleichmütige Wanderer musste der Schlüssel zum Gelingen sein.

Nur: Wer oder was beeinflusste, ob ich darin sein konnte oder nicht?

Und noch etwas war merkwürdig: Selten spürte ich wirklich etwas von dem *Gleichmütigen Wanderer*; war ich tatsächlich in ihm. Es waren stets nur kurze Phasen, in denen es gelang. Meist nämlich war es mein Begleiter, der mich leitete, auch im *Normal-Ich*, schien mir, der mir Dinge und Bilder zeigte und mich lenkte.

In meinen Bildern hatte ich ihn nicht wirklich vermisst.

Schon allein dies war ein Umstand, den ich mir beileibe nicht vorstellen konnte - wenn nicht etwas Gleichwertiges dasein würde. Aber ehrlich, was konnte ihm schon gleichwertig sein? Da fiel mir wirklich nichts ein.

Vorhin auf dem Wege schien dieses Gleichwertige der *Gleichmütige Wanderer* in mir selbst zu sein. Dass ich aber sonst Hilfe stets bei meinem Begleiter suchte, zeigte doch, dass ich selbst kaum in der Lage war, in den *Gleichmütige Wanderer* zu gelangen - falls nicht die inneren Umstände ausserordentlich günstig waren. Oder?

Was bestimmte *günstige Umstände*? Was bedeutete das überhaupt? Wenn ich mal nicht in mir gefangen war?

Konnte ich sie selbst herbeiführen oder geschah es von aussen?

Ich dachte an den Satz, den mein Begleiter mir damals beim Streit mit meinem Vater gesagt hatte: *Die Angst kann dir nicht wirklich etwas anhaben*. Wenn man im *gleichmütigen Wanderer* weilte, konnte sie es wohl wirklich nicht, ansonsten schon. Der *gleichmütigen Wanderer* schien - wenn irgendwas an den Bildern war - nicht diesem inneren Hin- und Hergeworfensein zwischen Ängsten, Zweifeln und Hemmungen unterworfen zu sein.

In ihm hatte Stille geherrscht, gleich, was aussen vor sich ging: Ob es kalt oder warm war, dunkel oder hell, Sturm oder Stille regierte, Sonne oder Regen. Irgendwo musste es doch eine Möglichkeit geben, wie ich in den *Gleichmütigen Wanderer* gelangen konnte und das *Normal-Ich* und das *Kind in mir* so an der Hand zu führen, wie ich es eben in den Bildern getan hatte.

Das Löwe-Gefühl, das ich beim ersten Anblick meines Bruders gehabt hatte, kam dem *Gleichmütigen Wanderer* sehr nah. Ich erinnerte mich, es schon einmal sehr deutlich gehabt zu haben, es war noch nicht so lang her, nur ein paar Monate.

* * *

Ich hatte mit einem Freund im Keller seiner Eltern gespielt.

Andreas war fünf Jahre älter als ich, damals dreizehn, ein *Grosser*, und ich hatte mich schon etwas stolz gefühlt, dass er sich mit mir abgab. Seine Mutter war mit meiner befreundet. Wir trafen nicht oft aufeinander, meistens auf Geburtstagen oder wenn wir uns zufällig trafen und beschlossen, etwas zu unternehmen. Wie an diesem Tag.

Wir waren zuerst oben im Wohnzimmer gewesen, bei seiner Mutter, die uns mit Kuchen und Tee bewirtete und dann in den Keller gegangen, wo der Kicker stand. Wir hatten einen Heidenspass gehabt und sassen dann auf den Matratzen auf dem Boden, bar noch an Luft von der Anstrengung.

„Ich muss jetzt nach Hause.“ Ich war aufgestanden. „Bis demnächst, hat Spass gemacht.“

Andreas sah mich prüfend an. „Zieh mich mal hoch.“

Wie gross er war, als er schliesslich vor mir stand, so nah, und auf mich herunterblickte. Er grinste, drehte sich um und verschloss die Tür von innen.

„Du kommst hier nicht raus.“

„Was?“ Ich war verwirrt. Was sollte das?

Er trat dicht zu mir. Sein Atem wehte mir warm ins Gesicht. Ich mochte die Nähe nicht. Was war nur plötzlich mit ihm?

Seine Hand fasste mein T-Shirt. „Zieh dich aus.“ Ich erschrak und wich zurück. Er liess nicht los. Ich spürte seine Kraft und wusste, dass niemand mich hören würde, selbst wenn ich schrie. Seine Mutter war oben im Haus und hörte Musik. Niemand könnte mir helfen.

„Na los, zieh dich aus!“

Das Gesicht wurde starr, die sonst freundlichen Züge verhärteten sich, sprachen Ernst. Ich bekam Angst. Er zerrte am Shirt. Ich riss mich los und sprang hinter den Kicker. Er postierte sich davor, breiten Grinsens, rüttelte am Kickerkasten, überlegen, wie die Katze, die die Maus schon in der Falle wusste.

Mein Blick flog zum Fenster. Dieses enge Gitter war davor, der Riegel verschlossen. Ich würde ihn nicht schnell genug losbekommen, um nach Hilfe zu rufen.

Ich war allein.

Mein Herz pochte ängstlich gegen meine Brust.

„Lass mich nach Hause.“ Ich bat. Er lachte und schob den Kicker beiseite.

Nichts trennte uns mehr. Kein Ausweg, keine Hilfe. Allein.

Und dann spürte ich es, etwas, das dem *Ungerührten Wanderer* sehr verwandt schien.

Jetzt nicht wie ein Löwe, ich hatte das Bild eines Tigers, der aus dem Schlafe erwachte.

Was ist hier los? schien er zu fragen. Ein alter Hase. *Ich wittere Gefahr.*

Er erhob sich, schüttelte den Schlaf ab. Das ängstliche Beben versank im Meer meiner Seele gleich einer schnell sinkenden Sonne. Reglos stand ich da. Furchtlosigkeit breitete sich aus. Sie fragte nicht um Erlaubnis, tat es schnell und selbstverständlich, wie ein König, der seinen Thron besteigt, weil es seiner ist.

Ein Zustand völliger Emotionsstille kehrte ein. Der König sass auf seinem Thron und verharrte regungslos.

Ich meinte, noch nie derartig wach gewesen zu sein, hörte jedes Geräusch, das Tappen eines Vogels vor dem Fenster, ein Auto auf dem Nachbargrundstück.

Andreas stand da wie zuvor. Die Zeit schien stillzustehen. Ich sah ihn an. Der *Ungerührte Wanderer* suchte seine Augen. Es war erschreckend und beruhigend zugleich, diese unglaubliche Sicherheit zu spüren, die aus meinen Augen strahlte. Wahrhaftig, sie mussten wohl strahlen, ich konnte es beinahe fühlen. Dieser *Ungerührte Wanderer* würde alles tun, wenn es zum Äussersten käme, ganz natürlich, in der Stille und aus ihr heraus, wie es die Situation erforderte.

Ich erbepte in einer kleinen Nische meiner Seele, die mir der *Hellwache* mit meiner Überraschung übriggelassen hatte. Er kannte weder Zaudern noch Mitleid, weder Misstrauen noch Überstürzung. Er schien vollkommen neutral, eine einfache Kraft, aber eine gewaltige. Er täte das eben Erforderliche, freute sich weder, noch trauerte er. Er tat, was getan werden musste, bereit in dem Masse, wie es das Gegenüber war. Mir kam der Gedankenblitz, dass er sogar bereit wäre zu töten, bevor es der andere täte.

War ich es wirklich, die hier stand? Die das hier fühlte?

Die Situation erforderte zuviel Aufmerksamkeit, um den Schrecken wirken zu lassen: Er wäre sogar bereit zu töten? Bildete ich mir das nur ein oder war es wirklich so?

Ich ruhte in mir. Oder auch: Der *Ungerührte, gleichmütige Wanderer* liess mich in sich ruhen. Mir war, als sei ich wie ein Krieger, der ruhig und bewaffnet vor seinem Gegner stand, ihn zwingend allein durch seine Präsenz, ohne jegliche Kampfabsicht, aber fähig, wenn es so kommen sollte. Ich stand da, ruhig und bewegungslos, schien alters- und zeitlos, weder Kind noch erwachsen, einfach eine Präsenz, die des Geschehens harnte.

Unverwandt sah ich Andreas in die Augen, nein, der *Gleichmütige Wanderer* blickte durch meine Augen in seine. Ich wusste nicht recht, was darin vorging, war eigentlich gar nicht wirklich dabei - zu verwirrend war die mächtige Präsenz.

„Schliess die Tür auf“, hörte ich irgendwann meine Stimme.

Wie seltsam sie klang. Ruhig, Wort für Wort betonend, nicht drohend, eher sicher und - wie merkwürdig - gelassen. Ich hörte selbst darin die bescheidene Einfachheit, dass ich alles tun würde, um hier herauszukommen.

War ich das wirklich?

Ich zitterte fast vor mir selbst. Der Gelassenheit, auch wenn sie wohl tat.

Und es geschah. Andreas wandte sich ab, schloss die Tür auf, öffnete sie und stand stumm da. Ich ging langsam an ihm vorbei, hatte keine Eile, fühlte keine Angst, ging durch die Tür, die Treppe herauf.

Die Präsenz „Gleichmütiger Wanderer“ bugsierte den Körper die Treppe herauf, still, weit, bar jeder Regung, zu einer Einfachheit geschrumpft, die einfach *bereit und wach* war, nur jenes im Bewusstsein, was jetzt, genau jetzt, zu tun war. *Jetzt* gab es nichts mehr zu tun.

„Komm bloss nicht wieder!“ brüllte es aus dem Keller.

Der Weg nach Hause war noch immer von dieser übermässigen, weiten Wachheit geprägt. Ich war sicher, wäre ich nun angegriffen worden, ich hätte angemessen reagieren können, ohne Regung, einfach wie es angebracht war. Nicht mehr und nicht weniger als nötig.

Der *Gleichmütige Wanderer* verschwand wieder, als ich unsere Wohnung betrat.

Nur die Eindrücke des Erlebten blieben. Mag sein, ich verdrängte es auch, weil mir der Gedankenblitz, sogar töten zu können, bevor mich jemand tötete, gar zu schrecklich und verwerflich erschien. Verboten geradezu. Ich zitterte nachträglich vor der Kraft, die dem *Gleichmütigen* innewohnte. Du liebe Zeit, was für eine Dimension. Oft ein Thema: Ich bewertete mit meinem Kinderverstand oder menschlichem Begreifen Werte, die uralt sind und zeitlos vielleicht jedes Menschen oder Wesen Seele Anteil bedeuten. Wir kennen sie vielleicht nur selten. Vielleicht in Gefahren. Oder wenn wir in Gegenden leben, wo Wachsein durch Gefahren Bedingung ist. Ich lebte in ruhiger Gegend, kein Krieg, ohne Aufruhr, und doch: wach. Gefahr – und wach.

Meine Eltern brachten mir nah, dass ich mir merkte: Man möge sich besser anpassen sich an mit Gefühlen oder Ungewöhnlichem, so dass möglichst viele bejahen, was man äussert oder tut. Bei allem Werten, dem die Präsenz gerade unheimlich war, imponierend, stark, kaum erschütterbar scheinbar, ein alter Wächter: Ich wusste mich sicher behütet und war gewiss, dass in einer Gefahrensituation der Zustand wiederkehrte.

Dass ich mich gut verteidigen könnte und dabei nicht darauf aus war, jemandem zu schaden, gar Freude dabei zu empfinden. Ich verabscheute Gewalt.

Aber ich würde auch nicht kläglich zusammenbrechen vor Hilflosigkeitsgefühlen, falls mir etwas geschähe, wie heute auch nicht. Das gab mir ungeheure Sicherheit, die ich eigentlich eher ängstlich war. Festigkeit, die weiter fortwirkte.

Da dachte ich zum erstenmal ernstlich darüber nach, ob mein Begleiter doch recht hatte: Dass ich alles in mir selbst hatte, was ich brauchte.

Ja, scheinbar war es an dem: Im *Gleichmütigen Wanderer* lagen wohl die Lösungen der Probleme: die Fähigkeiten, mit den Dingen im Innern und Aussen umzugehen, darin zu sein und doch darüber zu weilen, neutral und still alles betrachten zu können, so wie es mir manchmal unwillkürlich geschah - für Sekunden, Minuten, manchmal vielleicht eine Stunde, wenn auch längst nicht so eindrücklich wie beim Ereignis mit Andreas.

Warum konnte ich nicht bestimmen, wie lang es dauerte oder wann es geschehen sollte? Hinderte etwas von aussen mich?

Tat ich es selbst?

Die Angst, die Gewichte?

Oder war es einfach so, dass der *Gleichmütige Wanderer* einfach vom Himmel fiel, wenn es ihm gefiel oder passend schien?

Oder dass er einfach nach Gutdünken aus meinem eigenen Innern stieg, aus dem Innern, wie ich es mit dem Bild des Tigers verband?

Konnte man ihn lenken oder wurde man nur gelenkt?

Wenn ich es doch lenken könnte!

Wieder war ich an einem Punkt angelangt, der mich oft beschäftigte: Der Frage nach der Lenkbarkeit der Dinge.

Eine Lösung liess auf sich warten. Ich musste mich wohl für heute mit dem Gesehenen zufrieden geben. Und ich bemühte mich, auch wenn es schwerfiel, ein bisschen so zu tun, als sei ich selbst mit allen Sinnen der *Gleichmütige Wanderer*: Ich mahnte mich zur Geduld und Gleichmütigkeit.

Vielleicht war es wirklich nicht so wichtig, wie schnell ich welche Lösungen fand? Vielleicht wollte ich wirklich zuviel auf einmal? Ich fühlte mich angehalten hinzuschauen. Gelassenheit bedeutete Stärke. Brauchte ich mehr von ihr? - So wie eben mein Vorbild ungerührt durch Geröll und grüne Wiesen lief oder mich vor einem durchgedrehten Jungen beschützte, ohne nach irgendetwas zu fragen oder irgendetwas zu wollen.

Ja, das konnte sicher nützlich sein.

* * *